

# Zwischen Universalismus und Identitätspolitik

## Indien und seine Beziehungen zu den USA

Andreas Bracher

Die US-amerikanische Politik der letzten Jahre hat die internationale Bühne der Menschheit gründlich aufgemischt und fast hat man den Eindruck, als ob dieses Aufmischen an sich ein Zweck ihres Handelns gewesen wäre. Bewegt von einer großen Langeweile und getrieben von einem schweifenden, nervösen Aktivitätsdrang, hat sie der Welt die Kalte-Kriegs-Paralyse aus den Knochen geschüttelt. Man hat den Eindruck, sie wollte einmal sehen, wie die Menschheit reagieren wird, wenn man die amerikanischen Machtmittel mehr offensiv einsetzt: Ihr ganzes Handeln erweckt immer auch den Eindruck eines großen planetarischen Experiments. Auch die Intervention im Irak mit all ihren Folgen hat den Charakter eines solchen Experiments: Es geht auch darum, auszuprobieren, was passiert, wenn man mit derartigen Voraussetzungen und Zielen ein Land in eine Art Chaoszustand zurückversetzt. Es geht zunächst auch einfach einmal darum, Unruhe zu schaffen, festgebackene soziale Formen in Verwirrung zu bringen.

Diese Politik, wie sie nach dem 11. September neu definiert wurde, hat zunächst die große Phantasie des amerikanischen Empire freigesetzt: Dinge, die bis dahin nur hinter vorgehaltener Hand getuschelt wurden, kamen jetzt auf die große Bühne der Literatur und Rhetorik. Überall wurde das neue amerikanische Imperium, das »neue Rom« besprochen und es wurde darüber gestritten, ob dieses Imperium nun für die Menschheit eine Wohltat oder eine Katastrophe wäre. Inzwischen ist eine zweite, durch diese Politik hervorgerufene Weichenstellung sichtbar geworden. Sie geht wohl mit der ersten einher, erscheint aber zugleich wie ein Gegensatz zu ihr: Diese Politik, scheint es, hat in einem gewissen Sinne erst das Kolonialzeitalter der Menschheit beendet. Sie hat China, Indien und die islamische Welt in einer Weise auf den Plan gerufen, die es zumindest

unmöglich macht, hier weiterhin den Ausdruck von der »Dritten Welt« zu gebrauchen, wie er für das spätkoloniale Zeitalter der Jahrzehnte nach der offiziellen Dekolonisation so charakteristisch war.

Das Vorgehen der Bush-Administration hat zunächst überall ungeheuer einschüchternd gewirkt, aber es hat naturgemäß mit der Zeit Gegenkräfte auf den Plan gerufen. So driftet Lateinamerika heute so weit aus dem amerikanischen Einflussfeld heraus wie seit langem nicht. Die größte Gegenfront droht(e) sich sukzessive in Eurasien zu entwickeln, wo sich eine stärkere Zusammenarbeit Chinas und Russlands herausbildet(e), die auch Fäden in den Iran und nach Indien hinüberspinnt. Vor allem ein gegen die USA gerichtetes Bündnis der drei größten eurasischen Mächte Russland, Indien und China musste der amerikanischen Konzeption als größtmögliche Bedrohung erscheinen. Dagegen steht ein Konzept, das man mit den Worten eines britischen Think Tank-Akademikers umschreiben kann: »Embrace India, Engage China, Roll Back Russia!« Also: Indien umarmen, China in gemeinsame Verpflichtungen einbinden, es in gemeinsamen Institutionen zu systemkonformem Handeln zwingen und Russland zurückdrängen. Diese Vorhaben zielen offenbar darauf ab, durch Ungleichbehandlung die drei großen eurasischen Länder voneinander zu separieren.

Die Zurückdrängung Russlands findet schon seit Jahren statt (siehe die Umwälzungen in Georgien, Kirgisien und der Ukraine) und wird aus den USA zunehmend von schroffen und aggressiven Tönen begleitet, welche den Abbau der Demokratie und des Rechtsstaats in Russland konstatieren und auf Konsequenzen drängen. Russland, das sich bedroht fühlt, reagiert darauf seinerseits mit einer inneren Verhärtung. Beides scheint auf eine zunehmende Konfrontation im Verhältnis zueinander hinauszulaufen.

Die Politik gegenüber China schwankt zwischen der Wahrnehmung Chinas als des eigentlichen strategischen Gegners, Erwartungen innerer Umwälzungen und vielleicht sogar eines Zusammenbruchs in China und der zunehmenden Integration Chinas in das Weltsystem westlich geführter Institutionen.

Am dritten Bauplatz, Indien, wurde beim Besuch des Präsidenten Bush Anfang März 2006 eine heftige Aktivität entfaltet. Bush schloss mit Indien einen Vertrag über die Lieferung nuklearer Technologie und nuklearen Materials, der zugleich die Anerkennung des indischen Nuklearwaffenprogramms ausdrücklich mit einschloss. Das bedeutet: Faktisch wird der Vertrag, so er denn wirksam werden wird, auch auf die amerikanische Belieferung von Komponenten für die indische Atomwaffenindustrie hinauslaufen. Der Vertrag ist eine so eklatante Abweichung von der deklarierten amerikanischen Proliferationspolitik, dass er allenthalben helle Empörung oder auch Entsetzen ausgelöst hat. Er kommt zudem zu einer Zeit, in der eigentlich alle Bemühungen darauf gerichtet sind, eine internationale, geschlossene Front aufzubauen, die den Iran daran hindern soll, seinerseits Atomwaffen zu entwickeln. Offensichtlich gelten für unterschiedliche Länder unterschiedliche Maßstäbe.

Der Vertrag hatte offenbar gerade mit seinen für die internationale Öffentlichkeit so empörenden Details die Funktion, ein klares Signal für eine Parteinahme zu setzen. Indien sollte mit einer großen, Aufsehen erregenden Geste für ein Bündnis mit den USA gewonnen werden. Dazu gehörte auch, dass Bush den bisherigen Hauptverbündeten der USA in Südasien, Pakistans General Musharaff, zwar ebenfalls besuchte, aber doch gegenüber den pakistanischen Atombemühungen kein vergleichbares Zutvorkommen zeigte. Und dazu gehörte offenbar auch, Indien gerade in jenem Bereich seine Unterstützung zu geben, dem die westliche Öffentlichkeit im Allgemeinen am feindseligsten gegenübersteht.

Welche Wirkung diese Geste auf Dauer haben wird, wird sich zeigen müssen. Dabei wird eine Rolle spielen, ob der amerikanische Kongress

den Vertrag uneingeschränkt passieren lässt oder die Regierung Bush zu allen möglichen Zusätzen und Änderungen zwingt, die dann wiederum Indien verärgern werden, und es wird von der Reaktion der indischen Öffentlichkeit und Politik abhängen, ob sie das darin enthaltene Bündnisangebot weiter ausbauen möchte. Auf amerikanischer Seite kann man einige Gründe ausmachen, warum es Indien ist, das so zum Bündnispartner auserkoren wurde: 1. Indien ist eine »Demokratie«, ein Land, in dem seit der Unabhängigkeit 1947 die Regierungen durch Wahlen zwischen konkurrierenden Parteien bestimmt werden. Die Regierung Bush hat sich einen Kreuzzug für Demokratie auf ihre Fahnen geschrieben und kann durch dieses Bündnis die Glaubwürdigkeit dieses Programms etwas erhöhen. 2. Indien ist eine Art Stachel im Fleische des radikalen Islamismus; es ist zwar der Staat mit der drittgrößten muslimischen Bevölkerung (nach Indonesien und Pakistan), aber es hat durch seine Gründungsgeschichte auch ein Element der Feindschaft mit dem Islam in sich, indem diese Gründung eben durch Abspaltung eines muslimischen Staates zustande kam und eine Rivalität mit diesem muslimischen Staat (Pakistan) zurückließ, die heute bis zu einem nuklearen Patt zwischen beiden reicht. Dadurch mag Indien als ein Partner in einem »Krieg gegen den Terror«, d.h. gegen den radikalen Islam, geeignet scheinen. 3. Indien ist ein nicht-weißes, nicht-christliches Land. Das Bündnis mit diesem kann dadurch den immer latenten Verdacht, dass es sich beim »Krieg gegen den Terror« um einen Religions- oder Rassenkrieg handelt, etwas zurückdrängen. 4. Indien steht in Asien immer auch in einer gewissen Rivalität mit China und mag so dazu dienen, den chinesischen Einfluss weiter zurückzudrängen.

### *Indiens Vielfalt erschwert Bündnisse*

Mit Indien trifft dieses Bündnisangebot auf ein Land, das ohnehin mit sehr viel mehr Fäden mit dem Westen (insbesondere der englisch-sprechenden Welt) verknüpft ist, als das etwa

für China oder selbst den Nahen Osten gilt. Bei keinem anderen der unterworfenen Gebiete des Commonwealth war die Verbindung mit Großbritannien so eng wie in Indien, bei keinem anderen unternahm Teile der englischen Oberschicht so nachhaltige Versuche, eine dauerhafte Verbindung oder wenigstens eine dauerhafte Prägung zu erreichen. Ein Großteil der Generation der indischen Führer in die Unabhängigkeit war in England oder englisch erzogen worden. Jawaharlal Nehru (1889-1964), der prägende Premierminister der ersten sechzehn Unabhängigkeitsjahre war ein Produkt des englischen Erziehungssystems (Privatschule Harrow und Universität Cambridge) und noch seine dem Westen gegenüber kritische Politik in der Zeit des Kalten Krieges war geprägt von einer eher linken, der Labour Party nahestehenden Tradition englischen Denkens. Heute ist Englisch die wichtigste verbindende Sprache in Indien, die Sprache der großen nationweiten Zeitungen und Magazine und die Sprache eines bedeutenden Teils der indischen Literatur (man denke etwa an Salman Rushdie und Arundhati Roy). Es gibt eine bedeutende indische Diaspora in England und eine schnell wachsende in den USA, die weiterhin enge Verbindungen zu ihrem Ursprungsland halten. Ein amerikanischer Autor hat die Inder als neben Angelsachsen, Juden, Chinesen und Japanern einen der fünf »Weltstämme« benannt, die in der globalen Welt der nächsten Jahrhunderte die Geschicke der Menschheit bestimmen würden. Anders als in China ist es in Indien und unter Indern immer einer Schicht von Menschen gelungen, ein Selbstbewusstsein aufrecht zu erhalten, das es ihr erlaubt hat, dem Westen als gleichwertig und souverän, ohne Ressentiments und Minderwertigkeitskomplexe gegenüberzutreten. Noch bei jemandem wie V.S. Naipaul, dem Literaturnobelpreisträger des Jahres 2001, einem in Trinidad geborenen Inder, spürt man im Hintergrund seines Selbstverständnisses eine solche lang erworbene Überlegenheit der Brahmanenkaste, von der aus Naipaul die ressentimenthafte Psychologie und die Unfähigkeit mancher Mentalitäten in der Dritten Welt, besonders in Afrika und der islamischen

Welt, entlarvt und abkanzelt. Sein Verhältnis zum Westen ist nicht das eines Kulis oder Kettenhundes, sondern das eines Menschen, der aus einer völligen Souveränität heraus sich eine Tradition angeeignet hat, die nicht die seiner Herkunft war.

Andererseits ist die Stellung Indiens in der Menschheit immer die eines universellen Elements gewesen. Indien hat sich nie einfach als Volk unter Völkern verstanden, sondern mehr als eine Welt in sich. Schon, dass die indische Nation seit alters her eine Integration mehrerer rassischer Elemente vollzogen hat, zeigt diesen Zug. Noch heute finden sich in Indien Völker auf allen möglichen unterschiedlichen Kulturstufen. Auch sprachlich bildet Indien die babylonische Vielfalt der Menschheitswelt in der eigenen Sprachenvielfalt und Sprachenverwirrung im Kleinen nach. Es unterscheidet sich darin ganz charakteristisch von China mit seiner Einheitssprache, in dessen kulturell-politischer Atmosphäre stets ein viel rigoroserer Zug zur Vereinheitlichung herrschte als in Indien. Der indische Hinduismus ist weniger eine Religion (im Sinne eines spezifischen begrenzten Glaubenssystems, das dadurch anderen Glaubenssystemen entgegensteht) als die Eröffnung eines geistigen Raumes, in dem alle Götter und Glaubensformen nebeneinander koexistieren können. Eine tolerante Haltung zeigt sich auch in der relativen Geringschätzung des Zorns in der Tradition. Weniger der Kampf für das Richtige (der durch den Zorn angestachelt wird), sondern mehr das Geltenlassen des Anderen ist für die indische Tradition maßgebend gewesen.

Es dürfte mehr dieser universalistische Zug, als die westliche, britische Durchdringung sein, der zur Akzeptanz der demokratischen Formen in Indien geführt hat. Natürlich hat Indien die spezifischen politischen Formen der Demokratie aus England empfangen und die vielen, an englischen Universitäten ausgebildeten Inder haben eine Bewunderung für das britische politische System nach Indien gebracht. Trotzdem ist Demokratie in Indien weniger eine als westlich empfundene Staatsform gewesen als anderswo, weil sie sich mit einer lange eingewurzelt indischen Mentalität verbunden hat.

Dieser universelle, tolerante und ausgleichende Zug bestimmte auch die indische Politik seit der Unabhängigkeit mit. Indien wandte sich von Beginn an mit Abscheu von der »Wer nicht für mich ist, ist gegen mich«-Haltung des Kalten Ost-West-Krieges ab. Nehru wurde in den 1950er Jahren neben Tito (Jugoslawien) und Nasser (Ägypten) einer der Begründer der Blockfreien-Bewegung. Das führte im Westen in den 1950er Jahren zu einiger Empörung: Konrad Adenauer, der »Neutralität« als »Verrat« ansah, verabscheute Nehru und verstand seine Haltung als »Arroganz«. Ernst Wilhelm Meyer, der deutsche Indienbotschafter 1952-1956, ein zurückgekehrter Emigrant des Dritten Reichs, der Indien und Nehrus Politik bewunderte, wurde mit seinen Berichten von seinen Kollegen im Auswärtigen Dienst so sehr als »Nervensäge« empfunden, dass er schließlich aus dem diplomatischen Dienst gedrängt wurde. Nehru selbst war durch den Krieg mit China 1962 tief erschüttert, weil er sich dadurch mehr zu einer militärischen Bündnis- und Aufrüstungspolitik gezwungen fühlte, als seinem Selbstverständnis entsprochen hätte. Es war auch dieser Krieg, der den Hintergrund dafür abgab, dass Nehrus Tochter und Nachfolgerin Indira Gandhi ein geheimes Programm zum Bau von Atomwaffen begann. In den 1970er und 1980er Jahren kam Indien in ein immer engeres Verhältnis zur Sowjetunion, deren Freundschaft als Gegengewicht zur Achse Pakistan-China diente. Da die USA in diesem strategischen Spiel China und nicht die Sowjetunion unterstützten, entfernte sich Indien weltpolitisch weiter vom Westen. Aber diese politische Entfernung musste doch als zweitrangig erscheinen, da zugleich die indische Gesellschaft insgesamt in einem so breiten Strom von Beziehungen mit der übrigen Welt und insbesondere der europäisch-amerikanischen Welt verbunden blieb.

Indien, in dieser universellen Tradition stehend, muss es wesensfremd erscheinen, sich in irgendeinem Menschheitskonflikt mit einer spezifischen Partei zu verbünden. Es muss ihm falsch erscheinen, das Recht nur auf der einen und überhaupt nicht auf der anderen Seite zu sehen. Es muss deshalb dem amerikanischen

Krieg gegen den Terror mit einer gewissen Distanz gegenüberstehen.

Andererseits gibt es ein spezifisches Element des Konflikts und der Partikularität in der Indischen Union. Das hängt mit der Teilung von 1947 zusammen, in der sich das größere Indien in zwei kleinere Staatsgebilde, Pakistan und die Indische Union, aufgespalten hat. Diese Aufspaltung akzentuierte die länger bestehende zwischen den zwei Großgruppen der Muslime und der Hindus. Während Pakistan sich als ein spezifisch muslimisches Staatsgebilde vom restlichen Indien abtrennte, verstand sich dieses übriggebliebene Restindien nicht im gleichen Sinne als hinduistisch wie Pakistan als muslimisch. Während in Pakistan eine islamische Identität und ein islamischer Utopismus zur zumindest offiziellen Staatsdoktrin wurden, verstand sich Indien doch weiterhin als eine Welt, die über diesen Partikularitäten von Religionsbekenntnissen und Identitäten stand. Tatsächlich blieb auch das Restindien ein Staat mit einer beträchtlichen Anzahl an Muslimen, die nicht nach Pakistan gezogen waren.

### *Der Trennungsstachel zwischen Indien und Pakistan verwundet bist heute*

Aber der Stachel der Teilung steckte fest und wirkte auf Indien immer als eine Versuchung, sich als Teil und Partei einer solchen Teilung zu verstehen. Schon der Mahatma Gandhi, der Unabhängigkeitsführer, war 1948 von einem Anhänger der engeren Hindu-Identitätsbewegung umgebracht worden, der seine Freundlichkeit gegenüber den Muslimen hasste. Eine solche Bewegung, die den Hinduismus als eine spezifische Religion und als Identität, verbunden mit der ethnischen Herkunft, verstehen wollte, hatte sich in Indien schon in den Jahrzehnten vor der Unabhängigkeit parallel zur muslimischen Separationsbewegung entwickelt. Sie entwickelte sich im Untergrund, während sich der indische Universalismus auf eine spezifische Weise mit der Familie Nehru-Gandhi verband. In den 1980er Jahren führte diese Hindu-Identitätsbewegung schließlich zur Gründung einer

politischen Partei, der BJP, die einen schnellen Aufstieg nahm und von 1998-2004 zur Regierungspartei in Indien wurde.

Die Hindutva-Bewegung erlebte ihren großen symbolischen Moment, ihr neueres anti-islamisches »Coming Out«, bei der Zerstörung der Moschee von Ayodhya im Dezember 1992, die von landesweiten Ausschreitungen gegen Muslime begleitet war. Diese Moschee war in einem früheren Jahrhundert auf einem hinduistischen heiligen Ort, dem symbolischen Geburtsort des Rama, errichtet worden. Die Zerstörung der Moschee bedeutete eine symbolische Zurück- und Hinausdrängung des Islam aus Indien. Es war auch die BJP, die Partei der Hindu-Bewegung, die sich 1998 das Nuklearwaffenprogramm auf ihre Fahnen schrieb und im gleichen Jahr die ersten großen nuklearen Testzündungen erproben ließ. Sie rief damit Pakistan auf den Plan, das kurz danach seinerseits seine ersten Bomben testzündete (davor waren die beiderseitigen Atomprogramme im Geheimen entwickelt worden) und damit ein nukleares Wettrennen auf dem Subkontinent offenbar machte.

Das Bündnis mit den USA muss in Indien in einem gewissen Maße notwendigerweise die Kräfte des Partikularismus stärken. Obwohl mit einer Regierung der Kongresspartei abgeschlossen, bestätigt es doch auch die eigentliche Partei des Atomprogramms, die BJP. Es akzentuiert

Indiens Rolle als Partner und Partei im Kampf gegen den radikalen Islam und im strategischen Spiel mit China. Es könnte deshalb auch innerhalb Indiens die Kräfte einer engen nationalen und national-religiösen Identitätspolitik gegen die einer mehr universellen Haltung stärken. Es könnte dann paradoxerweise dazu mithelfen, Indien in jenen Zustand zu führen, den Samuel Huntington in seinem Kampf der Kulturen vorausprophetisiert hatte: Dort firmiert ja Indien bzw. die hinduistische Welt neben der islamischen, der konfuzianischen (Ostasien), der orthodoxen und dem Westen als eine der Kulturen, die sich nach Huntington im 21. Jahrhundert feindlich oder zumindest fremd, als getrennte Welten, gegenüberstehen werden. In Indien wäre die Hindu-Bewegung genau jenes Organ, das eine entsprechende In-Sich-Abkapselung der indischen Identität vorantreiben könnte, wie sie dieser Vorausschau entspräche. Eine Gefahr des Atomvertrages mit Amerika könnte es sein, dass er genau eine solche Entwicklung vorantreibt, indem er Indien in eine Haltung der weltpolitischen Parteinahme drängt.

ANDREAS BRACHER ist als Historiker und Autor zahlreicher Essays zu zeitgeschichtlichen und politischen Fragestellungen hervorgetreten. Kontakt: sa.bra@web.de

## »Was ist heute am meisten international?«

Zur Fußballweltmeisterschaft 2006 in Berlin

*Matthias Fechner*

Vor über dreißig Jahren trafen sich die besten Fußballer zum ersten Mal in der Bundesrepublik Deutschland, um auch dort eine Weltmeisterschaft auszutragen. Der Kapitän der deutschen Mannschaft, Franz Beckenbauer, ein ehemaliger Postbote aus Bayern, wurde nach dem Finalsieg symbolisch zum Kaiser gekürt. Im sonnigen Herbst des stürmischen Jahrhunderts schufen

sich die Deutschen wieder einen glänzenden Monarchen. Einen harmlosen natürlich, wie man dachte, erstreckte sich seine Macht doch nur auf eine Hand voll runder Lederflecken. Denn viele Menschen glaubten damals noch, es handle sich bei der Weltmeisterschaft um ein Fußballturnier, die schönste Nebensache der Welt, bei der alleine die Tiefe des Raumes oder

die Blutgrätschen der Gegner zu überwinden seien, damit sich elf wackere Freunde am Ende jubelnd um einen Goldpokal scharen durften, und mit ihnen die gesamte Nation.

Franz Beckenbauer hatte dagegen begriffen, dass die Uhren inzwischen anders liefen. Biedere Mechanik wurde in diesen Jahren durch Quarzkristalle ersetzt, was auch eine schnelle und lautlose Kalkulation hoher Summen erleichterte. Der Kaiser erpresste von den Funktionären des Deutschen Fußballbundes folglich eine kräftige Aufstockung der Siegprämien, während des laufenden Turniers. Die deutschen Kicker wussten, dass ihr Erfolg die Zufriedenheit der Bundesbürger von Spiel zu Spiel erhöhte. Der eigene Marktwert war nicht nur an Schwarzmarktpreisen für Tickets (2000 DM für das Finale in München), sondern auch an Zahl und Dotierung der Werbeverträge ablesbar.

Polizei und Bundesgrenzschutz durften während der Weltmeisterschaft 1974 ebenfalls neue Wege gehen. Terroristen aller Länder, hieß es schon damals, bedrohten die innere Sicherheit. Rowdys und Rocker würden Fahrradketten entrollen und könnten überall zuschlagen. Innovative Überwachungsmethoden durften also unter realistischen Bedingungen erprobt werden. Der Abstand hat sich inzwischen um Lichtjahre vergrößert. Zinedine Zidane, einer der Stars des gegenwärtigen Turniers, war Real Madrid bereits vor fünf Jahren 78 Millionen Euro Ablösesumme wert. Viele Spieler begreifen das Turnier auch als sportliches Auswahlverfahren, um weltweit neue Arbeitgeber zu finden. Mit einigen gelungenen Partien kann man die Manager der Großvereine beeindrucken, die ihrerseits immer neue Talente präsentieren müssen, um den Erwartungen von Sponsoren, Investoren und Fans genügen zu können. So war es nur konsequent, dass der geschäftstüchtige Kaiser Franz zum Präsidenten des Organisationskomitees der FIFA ernannt wurde. Er ist damit neben Papst Benedikt einer der wenigen Deutschen, die global einen tatsächlichen Einfluss ausüben. Im Jahre 2006 wirken viele deutsche Stadien nicht mehr wie Betonschüsseln, sondern wie Raumstationen. Deren Namen lassen weniger auf Fußball, dafür auf Sponsoren schlie-

ßen, von denen allein der Weltfußballverband FIFA finanziell mit geschätzten 700 Millionen Euro profitiert: Rhestahl Arena, AOL Arena, easycredit Stadion, Commerzbank Arena, Gottlieb Daimler Stadion. Viele Unternehmen beteiligen sich dabei nicht mit direkten finanziellen Zuwendungen, sondern liefern die Infrastruktur für klar definierte, medienwirksame Dienstleistungen. So stellt der koreanische Autobauer Hyundai beispielsweise den Wagenpark der Weltmeisterschaft. Philips übernimmt die Installation HDTV-fähiger Flutlichtanlagen, den Aufbau von Flachbildschirmen und den Einsatz von RFID-Chips (Radio Frequency Identification). Letztere sind Datenträger (genauer: passive Transponder), die in den Eintrittskarten angebracht wurden, und deren Informationen von einer Empfangsstation mittels elektromagnetischer Wellen berührungslos und ohne Sichtkontakt gelesen werden können.

### *Maskottchen, Plüsch und lauter Maradonas*

Der Chip enthält dabei Daten des Kartenbesitzers, die man beim Kauf auf der offiziellen FIFA-Webseite angeben muss, und die am Stadiontor automatisch gelesen und mit einer internen Datei abgeglichen werden. Unregelmäßigkeiten können dabei sofort geahndet werden. Da die Karten personalisiert und nur in Ausnahmefällen übertragbar sind, führt bereits das Verschenken oder Verkaufen der Tickets zu gewissen Problemen. Ähnliche Verfahren werden seit dem Zweiten Weltkrieg in der elektronischen Kriegsführung angewandt, bei der Identifizierung feindlicher und verbündeter Objekte (IFF: »Identification Friend or Foe«). Im öffentlichen Personennahverkehr, im Einzelhandel oder bei der Autobahnmaut werden sie inzwischen auch zivil eingesetzt.

Gäste der Sponsoren (neben Philips auch McDonald's, Budweiser und Coca Cola) müssen sich einer elektronischen Identifizierung jedoch nicht unterziehen. Die Incentive Programme und Hospitality Kits der Global Player bringen erfolgreiche Executives mit anonymen Tickets ohne lästige Elektrochips durchs Stadiontor und

in die VIP-Lounges. Dort werden sie dann von charmanten (und unbezahlten) Volunteers mit exklusivem Catering verwöhnt. Neigte Usama Bin Laden (oder ein frivoles Double) also dazu, die Partie Saudi Arabiens gegen die Ukraine in der AOL-Arena zu einem informellen Gespräch über Technologietransfer zu nutzen, dann belästigte ihn gewiss kein übereifriger Polizeimeister in seiner VIP-Loge. Fairerweise sollte man anmerken, dass Sportsfreunde, die beim Ticketkauf im Internet nicht zum erfolgreichen Klick kamen, das noble Arrangement ebenfalls buchen können. Sofern sie bereit sind, für ein Ticket zwischen 1000 und 10000 Euro an die Schweizer Agentur iSe-Hospitality zu überweisen. Doch selbst weniger liquiden Fans bleibt der Griff zu Fernbedienung und Erdnusskännchen erspart. Das verzweifelt gesuchte Gefühl von Gemeinschaft und unmittelbarem Erleben wird gegen bescheideneres Entgelt auch außerhalb der Stadien erzeugt. Zahlreiche Städte richten zur Weltmeisterschaft »Public viewing areas« ein, wo man mit anderen Deutschland-Fans auf Großleinwände schauen darf, zum bittersüß lächelnden Klinsi und seinen kickenden Eleven. Das Merchandising setzt dazu die modischen Akzente. Wer nicht mit Maskottchen Goléo VI (ein humanoider Plüschlöwe, dessen Prototyp sich maschinell gesteuert auf zwei Hinterläufen bewegt) im Fußballrausch tanzen mag, darf sich auch fetzige Hingucker überstreifen. Das kleidsame Spielfeld aus Polyester etwa oder den poppigen Plastehelm im bewährten Wehrmackslook.

Wie beim Karneval erfüllt die erlaubte Alltagsflucht also eine gesellschaftliche Ventilfunktion. Latent vorhandenen Emotionen wird ein Forum geboten. Die Verwandlung der Gefühle findet im Spannungsfeld des Fußballs statt und kann dort von Politik und Wirtschaft auch manipuliert werden. Die geringe geistige Substanz des Spieles selbst eröffnet jedoch kaum Räume, in die negative Kräfte strömen könnten, wie dies oft genug bei Kunst, Literatur und Film der Fall gewesen ist. Allein der künstliche Aufbau solcher Räume, die Projektionsflächen der Verführung bilden, gestattet eine Manipulation, an der gegenwärtig vor allem die Genussmittel-

und Sportartikelindustrie mit Unterstützung der Medien kräftig arbeiten. Dabei sollen Identifikationsfiguren aufgebaut werden, die später mit Gewinn vermarktet werden können.

Nur ein Beispiel dafür ist der Versuch von Nike, den sechzehnjährigen Afroamerikaner Freddy Adu – ungeachtet seiner bescheidenen spielerischen Fähigkeiten – durch Werbung zum neuen Pelé, zur globalen Ikone mit höchstem Vermarktungspotential zu stilisieren. Dahinter steckt auch der Versuch, eine der letzten großen Hoffnungen, die sich für die Jugend der Slums, der Townships, der Favelas und Barrios noch bietet, in finanziellen Gewinn zu verwandeln. Jeder möchte ein Pelé, ein Maradona, ein Ronaldinho werden. Und wenn der Schuss nicht immer sitzt, wenigstens ein Emmanuel Adebayor oder ein Roque Santa Cruz. Denn geistige Wege aus der Armut sind häufig versperrt, Oberschulen und Universitäten bleiben die ersprießliche und doch sterile Domäne der Reichen, nicht selten durch hohe Studiengebühren gesichert. Daneben mag der Mensch verkommen, man schottet sich ab, mit Stacheldraht und Gesetzen, gegen die steigende Flut der Verzweifelten.

Der Fußball aber ist der Strohalm, an den sich viele klammern. Denn er ist ein demokratischer und gerechter Sport, fast alle dürfen mitspielen, Männer und immer öfter auch Frauen, jung und alt, groß und klein. Regeln lassen sich beliebig vereinfachen. Eine Lumpenkugel oder eine Blechbüchse genügen, und das Spiel beginnt, in Soweto oder im Sahel, in Belomorsk oder Bahia. Es gibt wenige Sportarten, die damit konkurrieren können, die gleichzeitig so freilassend und integrierend wirken. Der Nomade im Sahel kann nicht segeln, der kleine Chassid in Brooklyn wird sich nur schwer zum Basketball bewegen lassen. Und es wird noch lange dauern, bis sich irakische Kinder für American Football begeistern können.

Auf professionellem Niveau setzt der Fußball zusätzliche Regeln, die ebenso einfach wie gerecht sind, und daher zutiefst menschlich wirken. Ein Spiel sollte neunzig Minuten dauern, jede Mannschaft hat nur elf Spieler auf dem Platz, unerlaubte Hilfsmittel sind nicht gestat-

tet, es gewinnt nur, wer den Ball am häufigsten im gegnerischen Tor platziert, ohne dabei die Regeln zu brechen. Die Chinesen dürfen also keine fünfzig Spieler auf den Platz stellen, und den USA wird kein zwölfter Mann mit Schutzanzug und Schlagstock zugestanden, wenn sie beispielsweise gegen elf Amateure von den Färöer Inseln antreten sollten. Deren Mannschaft, bestehend aus Fischern und kleinen Angestellten, besiegte übrigens die österreichischen Profispieler im September 1992 mit 2:1. Torwart Jens Martin Knudsen trug eine von der Mutter gestrickte Pudelmütze, parierte (fast) alle Schüsse der Österreicher und personifizierte an jenem Abend die besondere Faszination des Fußballs, wo auf dem Rasen zwischen den Kreidelinien wieder einmal das Gesetz des Stärkeren gebrochen wurde.

Machtpolitiker verstehen dies selten, und fühlen sich düpiert, wenn der Fußball nicht so fliegt, wie sie es befehlen. Hitler besuchte nur ein einziges Spiel, das er frustriert verließ. Elf Deutsche verloren damals gegen elf Norweger bei den Olympischen Spielen von 1936. Vier Jahre später konnte der Führer die Norweger endlich bezwingen, diesmal nicht mit dem Lederball, sondern durch Verrat und Bomben. Nach 1945 war es dann wiederum ein Fußballspieler, der half, die vom Krieg geschlagenen Wunden zu heilen. Der ehemalige deutsche Kriegsgefangene Bert Trautmann wurde – erheblichen Widerständen zum Trotz – der beste Torwart Großbritanniens. Mit angebrochenem Halswirbel hielt er durch das Pokalfinale von 1956, verhalf Manchester City zum Sieg und wurde von 100.000 begeisterten Engländern in Wembley mit stehenden Ovationen bedacht. Keinem anderen Deutschen war es in Großbritannien gelungen, damals eine ähnlich positive Resonanz zu erzeugen.

So ist der Fußball auch ein Maßstab für gesellschaftliche Entwicklungen. Die erfolgreichsten Frauenfußballmannschaften spielen mittlerweile in Ländern, wo die Emanzipation am weitesten fortgeschritten ist. Die stärkere Präsenz und Konkurrenzfähigkeit außereuropäischer Mannschaften bei der Weltmeisterschaft 2006 (1974 waren es sieben, 2006 achtzehn)

stellt einen komplexen Indikator für die fortgeschrittene Globalisierung dar, der nicht nur rein wirtschaftliche Aspekte umfasst. Der Fußball hat geholfen, den Rassenhass zu überwinden, seit den Tagen des legendären Artur »El Tigre« Friedenreich (1892-1969), der in Brasilien als Sohn eines Deutschen und einer Afro-Brasilianerin als erster farbiger Spieler in der höchsten Liga des Landes zugelassen wurde, 1925 in Paris von Sportjournalisten zum König des Weltfußballs gekrönt wurde, und als erfolgreichster Torjäger aller Zeiten in die Geschichte des Sports einging. Mit seinen Toren schoss er Tausenden von Afro-Brasilianern den Weg aus den Favelas frei, und von diesen setzten einige ihren Weg nach Europa und Deutschland fort, wo inzwischen nicht nur Brasilianer, sondern auch unzählige Afrikaner geschätzt und sogar bejubelt werden. Denn mit Ausnahme der Musikindustrie hat sich kein anderer Bereich unserer Gesellschaft so offen und integrationsbereit gezeigt wie der Sport, und vor allem der Fußball. Rudolf Steiner erkannte dies bereits 1923, verband seine Einschätzung allerdings mit harscher Kritik an der schwachen geistigen Entwicklung der Menschheit, die es noch nicht einmal geschafft habe, eine positivere Wirkung als der Fußball zu entfalten: »Was ist heute am meisten international? Das Fußballspiel!« (GA 350, 3. Vortrag, Dornach 6. Juni 1923)

Mit dem eigentlichen Sport, mit Freistößen und Einwürfen hat all das freilich nur soviel zu tun, wie der Schokohase mit dem Osterfest. Wie übrigens fast die gesamte Weltmeisterschaft, bei der viele Menschen die Tribünen füllen, die sich sonst lieber wegduckten, wenn ein Ball durch die Luft fliegt. Für die letzten aktiven Fußballer aber bietet sich eine nette Chance: Die Bolzplätze der Republik sind endlich einmal ganz leer; auch in den Parks und auf den Wiesen zwischen Rhein und Elbe kann man jetzt, wie Steiner sagte, ganz hemmungslos »dalkern«.

MATTHIAS FECHNER, geb. 1966, ist promovierter Literaturhistoriker, Publizist und Waldorflehrer. Reportagen zum Fußball in Ghana, Sri Lanka, Luxemburg und der Ukraine.